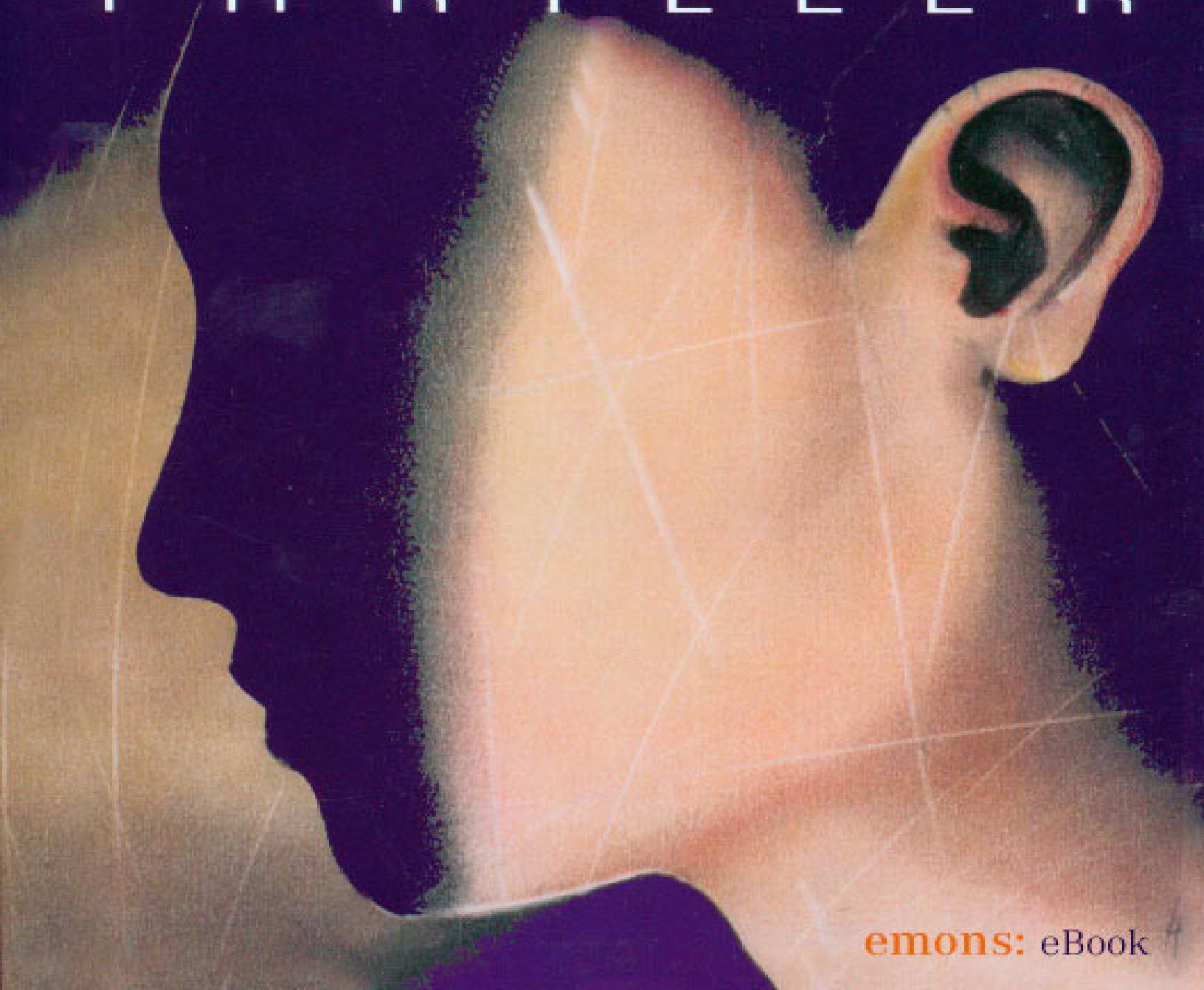


FRANK SCHÄTZING

DIE DUNKLE

THRILLER

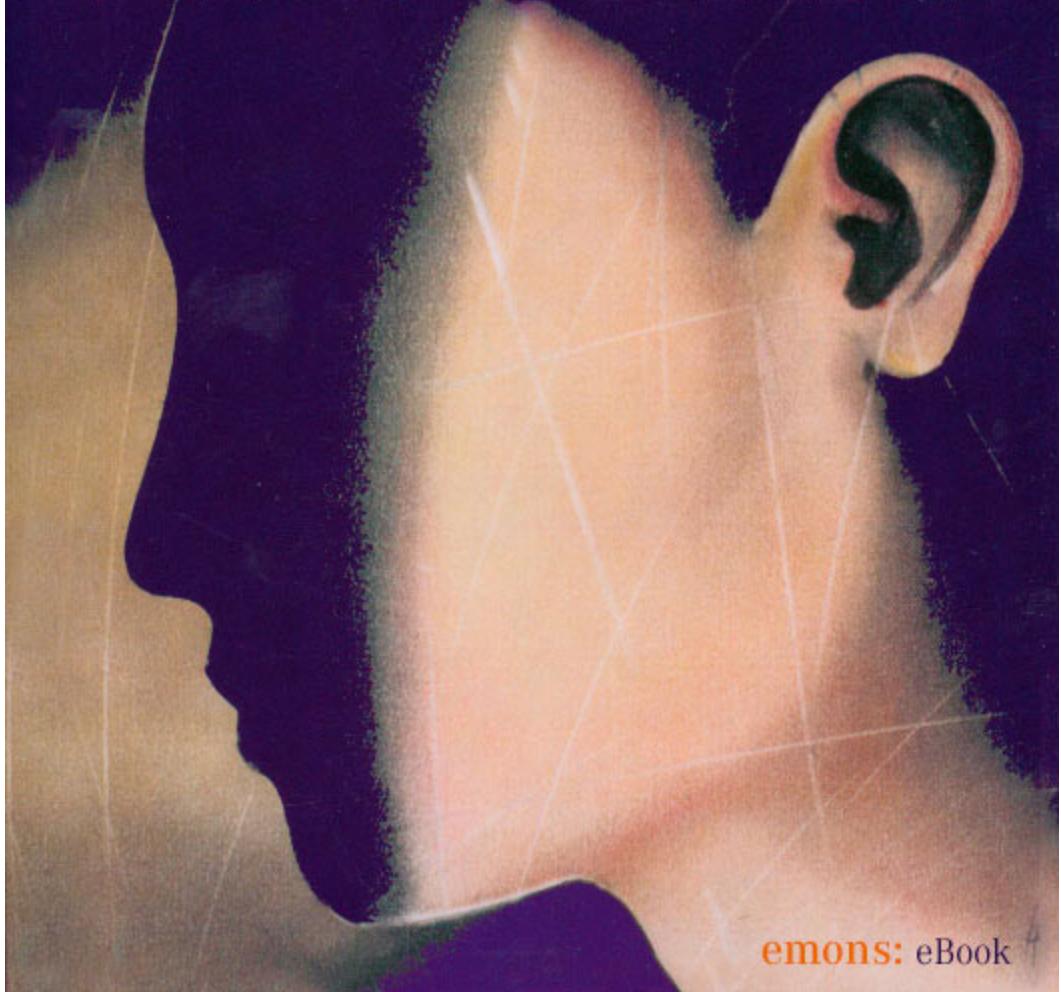


emons: eBook

FRANK SCHÄTZING

SEITE DIE DUNKLE

THRILLER



emons: eBook

Frank Schätzing, Jahrgang 57, Studium der Kommunikationswissenschaften, beschäftigt sich mit Werbung, Chaostheorie und Zukunftsforschung. 1995 erschien im Emons Verlag sein Roman »Tod und Teufel«, der vom Start weg ein Bestseller wurde. Weitere Publikationen: »Lautlos« (2001), »Mordshunger« (1996), »Keine Angst« (Kurzkrimis, 1997), »Die dunkle Seite« (1997), »Tod und Teufel« (Das Hörbuch, 1999), »Keine Angst« (Das Hörbuch, 2001). Frank Schätzing lebt in Köln.

www.frank-schaetzing.com

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden und toten Personen sind rein zufällig.

© 1997 Hermann-Josef Emons Verlag
überarbeitete Ausgabe
Alle Rechte vorbehalten
Mit freundlicher Genehmigung des
Wilhelm Goldmann Verlags, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Atelier Schaller, Köln
Umschlagzeichnung: Heribert Stragholz
eBook-Erstellung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
ISBN 978-3-86358-050-6
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter www.emons-verlag.de

Für Britta
Dein, Dein und nochmals Dein!

Und dies Geschöpf der Finsternis erkenn ich
Für meines an.

Prospero, Shakespeare, Der Sturm

Vorwort

1997 beschäftigte ich mich mit FBI-Akten, mit dem Innenleben von Serienkillern und Psychopathen. Mich interessierte die Auflösung der Grenze zwischen Gut und Böse. Weniger, was diese Leute taten, sondern was sie dazu brachte, es zu tun. Wann wird aus einem Menschen ein Monster? Ein unerreichter Meister in der Darstellung solcher Persönlichkeiten ist Thomas Harris, der Erfinder des Hannibal Lecter aus »Das Schweigen der Lämmer« – wenngleich Charismatiker wie der Menschen fressende Doktor im wahren Leben selten vorkommen. Echte Serienkiller sind meist unauffällige, zurückgezogen lebende Existenzen, oft stark gehemmt, bisweilen mit körperlichen Makeln behaftet. Manche erweisen sich im Gespräch als intelligent und kultiviert, viele bleiben nach umfangreichen psychologischen Tests, was sie von Anfang an schienen: dumm und brutal. Mario Adorfs unvergessene Darstellung des Bruno in »Nachts, wenn der Teufel kam« entspricht dem Prototyp des Serienkillers weit mehr als der geniale Sir Anthony Hopkins in seiner größten Rolle.

Die schillernden Charaktere finden sich denn auch weniger unter den klassischen Serienkillern als unter den eiskalt kalkulierenden Verbrechern. Richtig spannend wird es jedoch, wenn beide Welten ineinandergleiten. Dann begegnet uns der perfideste Tätertyp: der psychopathische Verbrecher.

Tatsächlich ist fast jeder Serienkiller ein Psychopath (oder Psychotiker). Noch lange nicht jeder Psychopath ist jedoch ein Serienkiller im klassischen Sinne, auch wenn er mehrfach tötet. Vielfach verbinden die psychopathischen Verbrecher ihre Lust am Töten mit der Erreichung definierter Ziele. Wer beispielsweise seine halbe Familie mit der Kettensäge

meuchelt, um in den Besitz einer größeren Erbschaft zu gelangen, ist zweifellos Urheber einer Mordserie, fällt jedoch nicht in die Kategorie des Serientäters, der immer wieder dasselbe Programm abspult. Ein echter Serienkiller mag als Kind so oft vom Vater mit der Kettensäge bedroht worden sein, bis er selber zu dem wurde, was er am meisten fürchtete. Er kompensiert seine Vergangenheit, indem er Männer zerstückelt, die seinem Vater ähnlich sehen, ohne sein Problem damit zu lösen. Im Gegenteil! Die Abstände zwischen seinen Taten werden kürzer, er braucht die Kompensation immer häufiger, ohne jemals dauerhafte Befriedigung zu erlangen. Sein Handeln ist keinem Fortschrittsgedanken unterworfen, sondern eine Tretmühle. Fortwährend versucht er sich von der Vaterfigur zu befreien, immer wieder scheitert er. Er ist wie ein Fixer, der Mord ist der Schuss, den er sich setzt, das Procedere identisch.

Viele Serienkiller leiden unter ihren Taten. Andere befriedigen einfach nur ausgeprägte sadistische Neigungen. Mitunter fällt die Antwort auf die Frage nach dem Warum erschreckend einfach aus: Weil es dem Täter Spaß gemacht hat. So oder so aber ist der klassische Serienkiller im Grunde seines Wesens durchschaubar. Kennt man seinen inneren Antrieb, kann man seine Folgeverbrechen prognostizieren und muss ihn »nur« noch fassen. Diese Erkenntnis hat den Beruf des Profilers hervorgebracht, der in »Die dunkle Seite« bereits auftritt, aber Mitte der Neunziger noch nicht so hieß (zumindest hierzulande nicht, den Begriff hörte ich erst später). Der Profiler versucht, den Täter bzw. seine Deformation über seine Taten kennenzulernen, um ihn den Fahn-dern beschreiben zu können – oder, wie es das FBI formuliert: »Willst du den Künstler verstehen, musst du sein Werk betrachten.«

Im Falle des Burschen, der erben will, ist der Fall schon schwieriger. Auch er mordet immer auf die gleiche Weise, allerdings mit einem klaren, nachgerade konservativ anmutenden Ziel. Seinen Morden liegt ein raffiniert geplantes Verbrechen zugrunde, jede Tat bringt ihn dem Ziel ein bisschen näher. Auffällig ist nur, dass er die Kettensäge als Mord- und Folterinstrument benutzt. Wozu? Ein bisschen Arsen täte es ebenso. Dass er trotzdem mit geradezu ritueller Brutalität vorgeht, verdankt sich seinen

Anlagen. Tatsächlich weist er Züge eines Serienkillers auf, tatsächlich ist seine frühe Vergangenheit die Geschichte einer schweren Deformation. Allerdings ist er nicht Sklave eines Kompensationszwangs, sondern er beherrscht seine Triebe. Erst die Zweckgerichtetheit seines Unterfangens erlaubt es ihm, den tief sitzenden Sadismus, den alten Hass, die kindliche Verzweiflung ins Spiel zu bringen. Anders als beim klassischen Serienkiller, dessen Enttarnung aus der Frage »Woher kommst du?« resultiert, stellt sich beim Erbschleicher mit der Kettensäge auch die Frage »Wohin willst du?«.

Mit diesem Tätertypus tun sich die Ermittler naturgemäß schwer. Er neigt zu Variantenreichtum, und wahrscheinlich wird er nach Erhalt der Erbschaft nicht weiter morden. »Die dunkle Seite« schildert die Jagd auf einen solchen Mörder – auf einen augenscheinlich Wahnsinnigen, dessen Taten bei näherer Betrachtung durchaus Sinn ergeben. Bis zum Schluss bleibt er gesichtslos, während zugleich immer klarer wird, dass er sich in kein gängiges Raster zwängen lässt. Parallel dazu tritt die seelische Blockade der Detektivin, die fast nur über Computer mit der Außenwelt verbunden ist und plötzlich gegen ein archaisch mordendes Monster antreten muss, immer offener zutage.

Mich interessierte beim Schreiben der schmale Grat, auf dem wir alle balancieren – bis hin zum Punkt der Grenzüberschreitung. Mittlerweile glaube ich allerdings nicht mehr, dass es diesen einen definierten Punkt überhaupt gibt. Vielmehr zieht sich zwischen dem, was wir als »Gut« und »Böse« definieren, ein ausgedehntes Niemandsland dahin, in das jeder schon mal irgendwie geraten ist, sei es in Gedanken oder durch Taten. Die unangenehme Erkenntnis daraus: In jedem von uns wohnt ein Ungeheuer, das wir ständig in Schach halten müssen. Die positive Schlussfolgerung: Solange man im Niemandsland bleibt, gibt es jederzeit eine Chance zur Rückkehr. Kinder loten das Land aus, indem sie Fliegen die Flügel ausreißen. Andere prügeln sich gerne. Wir werden ins Niemandsland hineingeboren, es ist eine Art Trainingscamp unserer frühen Jahre. Auf welcher Seite davon wir später leben, wie oft wir dorthin zurückkehren, entscheidet sich in der Kindheit und in unseren Jugendjahren. Der kleine Diebstahl, die locker sitzende Faust, die Steuerunterschlagung oder einfach

nur die Notlüge, all das gehört ins Niemandsland. Nur die wenigsten geraten gänzlich auf die dunkle Seite. Von dort allerdings führt selten ein Weg zurück. Zumal sich einige dort sichtlich wohl fühlen: »Komm auf die dunkle Seite der Macht« hat schon Darth Vader lustvoll gekeucht, und tatsächlich geht es bei Gewaltverbrechen meist um Machtausübung.

Zugleich ist »Die dunkle Seite« ein Buch über die Allmacht der Bilder geworden und damit in gewisser Weise der Vorläufer von »Lautlos«. Sein und Schein vermischen sich, Menschen reduzieren sich auf Menschendaten, Kriege auf Videospiele, Kommunikation auf den Austausch von Dateien, ohne dass man noch zu sagen vermag, mit wem man gerade kommuniziert. Als ich »Die dunkle Seite« 1997 schrieb, verlegte ich die Handlung zwei Jahre in die Zukunft. Mittlerweile ist die Technologie im Buch überholt – am grundsätzlichen Problem, dass der technisierte Mensch sich im Zustand ständiger Überforderung selbst hinterherhastet, hat sich indes nichts geändert.

In einer solchen Geschichte, sollte man meinen, gibt es wenig zu lachen. Beim Überarbeiten des Manuskripts für die vorliegende Ausgabe fiel mir tatsächlich auf, dass »Die dunkle Seite« damals einen Wandel in meiner Arbeit darstellte. Was »Tod und Teufel«, »Mordshunger« und die Kurzgeschichten miteinander verbunden hatte, war der Humor. Die Grundstimmung in »Die dunkle Seite« ist weitaus düsterer, der Tonfall härter. An sich bin ich ein positiver Mensch, ein hoffnungsloser Optimist, also versuchte ich die Zeit zu rekonstruieren, in der ich das Buch geschrieben hatte – und erinnerte mich, wochenlang schreckliche Zahnschmerzen gehabt zu haben, die in einer komplizierten und langwierigen Kieferoperation gipfelten. Gleich im Jahr darauf ließ ich mein Gebiss richten und traf Vorsorge, in Zukunft vor solcher Not verschont zu bleiben. Seitdem sind die Zahnschmerzen ausgeblieben. »Lautlos«, drei Jahre nach »Die dunkle Seite« erschienen, war dann auch prompt lustiger.

Ursache und Wirkung?

Mein Zahnarzt weist darauf hin, dass ich im Vollbesitz eines gesunden Gebisses die halbe Welt zerstört habe, 2004 in »Der Schwarm«. Offenbar

waren 1997 doch allein die Psychopathen schuld – sie verstehen eben einfach keinen Spaß.

Frank Schätzing, Februar 2007

Kuwait, 1991

Dienstag, 26. Februar

15.02 Uhr. Jeep

Der Scharfschütze wusste sehr genau, dass Sand eine Farbe hat. Dennoch fühlte er sich wie in einem Schwarzweißfilm, und Schwarz herrschte vor.

Er saß mit angezogenen Beinen hinten im Jeep, das Maschinengewehr auf den Knien, und starnte auf die rußigen Finger am Horizont. Seit die Iraker begonnen hatten, Ölquellen anzuzünden, war es selbst den Söldnern mulmig geworden. Die Vorstellung, Saddam könne der Welt die Sonne nehmen, hatte etwas ungemein Deprimierendes. Im Grunde war es dem Schützen gleich, wer aus diesem Krieg als Sieger hervorgehen würde, solange man ihn gut bezahlte. Die Alliierten schrieben Schecks aus, also führte er den gerechten gegen den heiligen Krieg. Hätte der Diktator das Angebot verdoppelt, wäre er unter Umständen bereit gewesen, seine Rolle zu überdenken. Aus der Deckung des gegenüberliegenden Sandwalls auf den eigenen zu schießen, machte keinen Unterschied. Ob Saddam oder Bush, Sand blieb Sand, und der Feind war ein Verbündeter, weil es ohne ihn nichts zu verdienen gab.

Jetzt allerdings, im Angesicht der ölig schwarzen Gespenster, begann der Söldner den irakischen Diktator zu hassen. Er dachte an das Haus gleich oberhalb von Nizza, das er kaufen wollte, an die Terrasse, auf der er sich so oft schon hatte sitzen sehen, während ihm die Sonne die schäbigen Reste seiner käuflichen Vergangenheit aus den Poren brannte, und fühlte sich betrogen.

Saddam brachte den Winter.

Kein dunkelblauer Himmel mehr über Frankreichs Küste. Kein feuriger Ball, der abends im Meer versank. Kein nach Kräutern duftender, frischer Fisch zum Abendessen. Nur Ruß und Schwermut, nuklearer Winter, Endzeit.

Manche Dinge verdienten kein Pardon.

Der Jeep rumpelte ostwärts.

Mit jeder Erschütterung glitt ihm die Sonnenbrille einige Millimeter über den schweißglatten Nasenrücken nach unten. Seine Linke fuhr hoch und brachte das Gestell wieder in Position, ein mechanischer Sisyphusakt im Sechzig-Sekunden-Takt, während sein Blick träge das Terrain absuchte. Ihm war, als schwitze auch sein Hirn. Von Zeit zu Zeit, wenn sie über einen Gesteinsbrocken fuhren, schlug ihm der Stahlrahmen ins Kreuz, und er rutschte unruhig hin und her, begab sich von dieser Unbequemlichkeit in die nächste und umklammerte das Gewehr fester mit der Rechten, während sich die Linke erneut bereitmachte, die Sonnenbrille auf ihren Platz zu verweisen. So starnte er hinaus in die Gleichförmigkeit und fühlte Geist und Gliedmaßen schwerer werden.

Der Fahrer drehte sich zu ihm um und grinste. »Wir haben's bald«, sagte er fast entschuldigend. »Halbzeit ist lange rum.«

Der Scharfschütze nickte. Sie waren seit über drei Stunden unterwegs. Sie würden weitere ein bis zwei Stunden fahren müssen, um das Nachschublager nahe der irakischen Grenze zu erreichen, einen von Dutzenden Luftlandestützpunkten der alliierten Streitkräfte.

Zwei Tage zuvor waren mehr als dreihundert Helicopter hinter den feindlichen Linien gelandet. Die Nachschublager lagen teilweise bis zu fünfzig Kilometer weit im Innern des Irak. In einer Nacht-und-Nebel-Aktion hatte Norman Schwarzkopf, Oberbefehlshabender der Streitkräfte, das siebte Corps vom Persischen Golf nach Westen verlegt. Saddams gefürchtete republikanische Garde saß hoffnungslos in der Falle.

Aber niemand wusste, wozu die Garde fähig war. Sie machte den Alliierten Angst. Wer in der Falle saß, hatte nichts zu verlieren, und über Saddams Elite erzählte man sich die fürchterlichsten Dinge. Je länger das Warten auf den Bodeneinsatz gedauert hatte, desto monströsere Auswüchse nahmen die Berichte an.

Im Laufe des Nachmittags begannen sich die Meldungen zu überschlagen. Wie es aussah, hatte sich das siebte Corps unbeschadet bis zur Hafenstadt Basrah und nach Kuwait City durchgeschlagen. Araber, Amerikaner und Ägypter stießen aus dem Süden dazu. Von allen Seiten begannen Verbände der Alliierten die letzten Bastionen der Iraker einzukreisen. Dann neue Funksprüche. Offenbar hatte die Garde den Ausfall gewagt. Informationen kollidierten. Einmal hieß es, Gardisten sei die Flucht gelungen. Dann wieder, alliierte Luftverbände hätten den Konvoi der Iraker nahezu eingeobnet, und dass die Hauptausfahrttroute an einem kilometerlangen Stau explodierter und brennender Fahrzeuge erstickte. Schwarzkopfs Einkesselungsstrategie schien aufzugehen. Ein zweiter Hannibal schickte sich an, Cannae zu wiederholen. Schwarzkopf hatte viele tote Iraker versprochen. Sehr viele. Blut genug, dass es reichte, um Vietnam abzuwaschen.

Der Scharfschütze spähte in den Himmel.

Dort, wo sie hinwollten, wurden schon lange keine Kämpfe mehr ausgefochten und Waffen nur noch in Anschlag gebracht, um Scharen gegnerischer Soldaten in Empfang zu nehmen, die mit weißen Fahnen und erhobenen Händen vor ihrem eigenen Oberbefehlshaber flohen. Der Krieg näherte sich einem absurdenden Ende. Eine geschlagene irakische Armee, zermürbt durch wochenlanges Bombardement, halb verhungert und verdurstet in ihren subterränen Wüstenbunkern, dem Wahnsinn näher als ihrem Propheten, küsste GIs die Hände. Demgegenüber Osten und Westen in seltener Eintracht, bis an die Zähne bewaffnet, unendlich überlegen. Und doch unfähig, Saddams Höllenfeuer zu verhindern, das einen weitaus schlimmeren Konflikt heraufbeschwore – den Kampf ums ökologische Überleben.

Neben dem Fahrer döste der Techniker vor sich hin. Von Zeit zu Zeit zuckten seine Gesichtszüge. Sein Mund stand halb offen. Der Scharfschütze wusste, dass die Käuflichkeit des Technikers mit diesem Krieg ihr Ende gefunden hatte. Er war nicht zum Söldner geboren. Ein Kopfabenteurer. Sein erster wirklicher Einsatz hatte hässliche Kratzer im glatten Gefüge der Mythen und Legenden hinterlassen, denen er gefolgt war. Irgendwann würde es ihn erwischen. Die Schwelbrände afrikanischer Territorialpolitik,

das heraufdämmernde Ende Jugoslawiens, der fundamentalistische Terror Algeriens, das Gespenst der Zukunft. Überleben hieß heimzukehren. Seine Tage in der Wüste waren gezählt, so oder so.

Der Jeep quälte sich eine Anhöhe hinauf. Der Kopf des Technikers fiel zur Seite. Er öffnete die Augen und strich sich mit der Hand den Schweiß von der Stirn. Dann setzte er sich aufrecht und fingerte nach einem Päckchen getrockneter Datteln. Er pulte die harten, runzlichen Früchte nacheinander heraus, schob sie zwischen die Zähne und begann genussvoll darauf herumzubeißen.

Der Fahrer sah kopfschüttelnd zu ihm herüber.

»Wie kannst du bloß diesen Mist fressen?«

»Es ist kein Mist«, sagte der Techniker kauend. Er nahm das Päckchen und hielt es dem Fahrer hin, der heftig das Gesicht verzog.

»Gib mir eine«, rief der Scharfschütze.

Das Päckchen wanderte nach hinten. Eine Zeitlang wurden Datteln verspeist, ohne dass ein Wort fiel. Sie redeten wenig miteinander. Die Wüste förderte keine Konversation.

Schließlich waren die Datteln alle.

»Ihr seid widerlich«, brummte der Fahrer. »Jeden Mist fressst ihr, jeden Dreck.«

»Sie sind nahrhaft«, erwiderte der Techniker gleichmütig.

»Bah! Ich träume jede Nacht von Lamm mit grünen Bohnen, und du hältst mir trockene Kamelscheiße unter die Nase. Haben wir noch was von der Schokolade?«

»Ist geschmolzen.«

»Quatsch! Du hast sie aufgefressen.«

»Sie war geschmolzen, Herrgott noch mal! Kannst du mir irgendwas nennen, was bei der Hitze nicht schmilzt? Mir ist schleierhaft, warum du diesen Affenaufstand machst. Gerade du! Warum probierst du nicht einfach, was die Leute im Ausland essen?«

»Wo du doch so gern verreist«, fügte der Scharfschütze sarkastisch hinzu.

»Kamelscheiße!«

»Du hast keine Ahnung.« Der Techniker leckte sich die Lippen. »Sie kochen phantastisch hier. Gebratenes Hühnerfleisch mit Nüssen und Rosinen. Gefüllte Taube hab ich gegessen, umwerfend! War Hirse drin, gewürzt wie Weihnachtsplätzchen, dass es dich schier überkommt! Pudding von Kokos und Honig. Kaffee aus kleinen Tassen hinterher, von dem du nur die Hälfte trinken darfst wegen dem Modder am Boden, aber dafür lässt du alles andere stehen.«

»Ich nicht.«

»Weil du zu blöde bist, es zu probieren.«

»Mir hat einer erzählt, sie würden Kakerlaken grillen, so groß wie Portemonnaies. Und Skorpione.«

»Tun sie nicht.«

»Der es mir erzählt hat, war dabei.«

»Dabei, dabei, jeder war immer irgendwo dabei.« Der Techniker machte eine wegwerfende Handbewegung. »Und wenn schon! Wo ist der Unterschied zu ... sagen wir mal, einem Hummer?«

»Was? Wieso?«

»Beide haben ein Exoskelett, acht Beine und einen segmentierten Schwanz, der lecker schmeckt.«

»Du würdest also auch Skorpione fressen?«

»Ich fresse nicht. Aber damit geht's schon mal los, mit deiner Ausdrucksweise, weil du nämlich ein ignorantes Arschl ...«

»He!«, rief der Scharfschütze. Plötzlich war er hellwach. »Seht mal!«

Seine ausgestreckte Linke wies auf einen länglichen dunklen Gegenstand, der ein gutes Stück entfernt hinter einer Erhebung zum Vorschein gekommen war. Er flimmerte und blinkte im Sonnenlicht.

»Was ist das?«, fragte der Techniker mit gerunzelter Stirn.

Der Fahrer trat auf die Bremse, brachte den Jeep zum Stehen und drehte sich zu dem Mann auf der Rückbank um.

»Du hast die Karte. Müsste da irgendwas sein?«

Der Scharfschütze legte das Maschinengewehr vor sich hin und zog eine Karte aus einer Tasche, die er sorgfältig, um sie nicht an den falschen Stellen zu knicken oder zu zerreißen, auf dem Sitz ausbreitete. Die beiden anderen

beugten sich zu ihm nach hinten. Sein Finger strich über das Papier, folgte ihrer Route.

»Nein.«

»Vielleicht ein Lager?«, mutmaßte der Techniker.

»Nein, gar nichts.«

»Amis?«, meinte der Fahrer. »Die sind wie Bakterien. Überall.«

Der Scharfschütze schüttelte den Kopf. »Die Karte hier ist von den Amis, und sie ist auf dem letzten Stand. Alle Landepunkte sind verzeichnet. Wenn die da was hingesetzt hätten, wär's drin.«

Er griff nach einem schweren Feldstecher, hielt ihn an die Augen und justierte die Schärfe.

»Die Iraker haben sich an den unmöglichsten Stellen eingegraben«, gab der Techniker zu bedenken. »Wir sollten weiterfahren.«

»Das sind keine Iraker. Irakische Bunker siehst du erst, wenn du drinliegst.«

»Vielleicht haben sie's ja mit Absicht nicht verbuddelt.«

»Eine Falle?«

»Ja.«

»Glaube ich nicht. Hast du je irgendwas gesehen, was Saddams Leute nicht verbuddelt hätten? Das da ist in Sichtweite, also sind wir's auch. Wenn da Iraker wären, hätten sie längst das Feuer eröffnet oder kapituliert.«

»Die feuern nicht immer sofort«, meinte der Fahrer, während er zusah, wie der Scharfschütze mit dem Feldstecher das Terrain absuchte. »Aber du hast recht. Wir sind jenseits der irakischen Routen. Das hier ist pures Ödland. 'ne ganze Weile hin bis zu den nächsten Quellen. Es gibt keinen Grund für die Irakis, sich ausgerechnet in dieser Gegend rumzudrücken.«

»Die Iraker sind verrückt«, murmelte der Techniker. »Die drücken sich noch ganz woanders rum.«

Der Scharfschütze runzelte die Stirn. Dann ließ er das Sichtgerät sinken und kratzte sich hinterm Ohr.

»Und? Was entdeckt?«

»Weiß nicht. Irgend etwas ist dahinten, aber es ist definitiv kein Bunker. Wir können es ignorieren und weiterfahren. Oder wir sehen uns die Sache

aus der Nähe an.«

»Entfernung?«, fragte der Fahrer.

»Schätzungsweise ein Kilometer.« Der Scharfschütze versuchte, sich seine Unsicherheit nicht anmerken zu lassen, aber die anderen wussten auch so Bescheid. Es war schwer, in der Wüste Entferungen abzuschätzen. Im Zweifelsfall rechnete man lieber ein paar Meter drauf. Zu viele Menschen nahmen ein böses Ende, weil sie ihren Augen trauten.

»Na ja.« Der Fahrer setzte seine forscheste Miene auf. »Wenn sie bis jetzt nicht geschossen haben, könnte man es ja mal wagen hinzufahren.«

»Und wozu?«, fragte der Techniker düster.

»Wozu? He, wir sind im Krieg! Die bezahlen uns dafür, dass wir mit den Scheißkerlen aufräumen, sie übern Haufen schießen oder gefangen nehmen, je nachdem. Wenn wir ein paar von den Burschen dingfest machen, werden sich die Saudis schon nicht lumpen lassen. Sie hassen die Iraker.«

Der Techniker schüttelte unglücklich den Kopf.

»Leute, wir sind zu dritt. Wir sind nicht die amerikanische Armee. Ich halte das für keinen guten Vorschlag.«

»Vielleicht doch«, sagte der Scharfschütze. Er hatte den Feldstecher wieder hochgenommen. »Ich will's nicht beschwören, aber wenn es das ist, was ich vermute, kann es uns nicht mehr gefährlich werden.«

»Wieso?«

»Es sieht kaputt aus.«

»Und was ist es deiner Meinung nach?«

Der Scharfschütze kniff die Augen zusammen. Dann ließ er sich wieder nach hinten sinken, nahm das Maschinengewehr auf die Knie und nickte dem Fahrer zu.

»Wir sehen nach«, sagte er, ohne auf die Frage einzugehen.

»Ich halte das immer noch für keinen guten Vorschlag«, murrte der Techniker.

Der Fahrer ließ den Motor anspringen.

»Für gar keinen guten Vorschlag! Wir haben keinen entsprechenden Auftrag. Wenn ihr mich fragt ...«

»Dich fragt aber keiner«, sagte der Scharfschütze, ohne unfreundlich zu klingen.

»Er ist der Boss«, meinte der Fahrer mit einer Kopfbewegung nach hinten, zuckte die Achseln, trat aufs Gas, und das Thema war durch.

15.20 Uhr. Konvoi

Sie näherten sich dem Objekt sehr langsam, auf äußerste Vorsicht bedacht. Ganz geheuer war dem Scharfschützen dabei nicht, aber er hatte nun mal so entschieden. Natürlich wusste er, dass der Techniker recht hatte. Ihr Auftrag lautete, auf schnellstem Wege den Stützpunkt anzusteuern. Vor allem den Techniker brauchten sie dort und den Wagen.

Inzwischen jedoch, da die Mutter aller Schlachten ihre Söhne fliehen und kapitulieren sah, fühlte er sich den Regularien von Befehl und Gehorsam immer weniger verpflichtet. Saddam höchstpersönlich hätte einem amerikanischen GI vor der Nase herumspazieren können, der Mann hätte keinen Finger gerührt ohne entsprechende Order. Söldner waren anders, keine Soldaten, sondern Abenteurer. Sie gehorchten, aber ebenso waren sie in der Lage, zu handeln und Entscheidungen zu treffen.

Sie waren frei.

Und da war etwas im Sand.

Etwas, das jetzt, da sie näher heranfuhren, die Konturen eines langgestreckten Fahrzeugs mit gewaltiger Schnauze und Kettenrädern annahm. Daneben tauchte ein weiteres Gebilde auf, einem kleinen Panzer ähnlich, und dahinter ...

»Du meine Güte!«, entfuhr es dem Fahrer.

Sie umkreisten das massive Gefährt, das halb eingegraben auf dem Rücken lag, und starrten es an. Seitlich des Kühlers ragten die Läufe beweglicher Maschinengewehre in den Himmel. Die komplette rechte Seite war wie von einer Riesenfaust aufgerissen.

»Was ist denn da passiert?«, rief der Techniker ungläubig.

»Minen!«

»Das waren keine Minen«, sagte der Scharfschütze. Er wies mit dem Gewehr auf das kleine panzerartige Fahrzeug. Die Unterseite hatte sich in ein Gewirr aus verbogenen Metallstreben und verschmorten Kabelsträngen verwandelt. Stellenweise schien der Stahl geschmolzen zu sein. »Nur Raketen knacken solche Kaliber von Kampfwagen.«

»Wenn das Kampfwagen sind«, rief der Fahrer, »was ist dann *das da*?«

Er hielt auf ein drittes Vehikel zu, das ein Stück abseits der Panzerfahrzeuge auf der Seite lag. Der Scharfschütze hob den Kopf und packte das Maschinengewehr fester. »Keine Ahnung. Fahr dichter ran.«

Der Jeep stand noch nicht ganz, als er schon durch den Sand zu dem Fahrzeug lief, die Waffe im Anschlag. Hinter sich hörte er das Geräusch des Motors ersterben, dann Schritte, als die anderen ihm folgten. Sekunden später standen sie um das absonderlichste Wrack versammelt, das sie je zu Gesicht bekommen hatten.

»Du kriegst die Motten!« Der Techniker blinzelte verwirrt. »Wie kommt denn so was in die Wüste?«

»Was ist das überhaupt für ein Ding?«

Der Scharfschütze ging mit langsamem Schritten bis dicht an den Kühler heran und legte den Kopf schief. Etwas war darauf eingraviert.

»Gentlemen«, rief er überrascht, »wir haben die Ehre mit einem Rolls Royce.«

»Was? Auf Raupenketten? Wer baut denn so was?«

»Keine Ahnung. Sieht aus, als hätten sie zwei von den Kisten aneinandergeschweißt und auf das Fahrgestell eines Panzerspähwagens gesetzt.«

»Das macht doch keinen Sinn«, sagte der Techniker.

»Doch«, erwiderte der Fahrer. »Für die Ölscheichs macht so was Sinn. Würde mich nicht wundern, wenn sie das Scheißding mit Blattgold überzogen hätten.«

»Gib dich keinen Hoffnungen hin«, meinte der Scharfschütze. »Wenn, ist sowieso alles geschmolzen.«

Er umrundete das zerfetzte Unikum mit entsicherter Waffe und fragte sich, ob er verrückt war. Es war unvernünftig, dass sie diesen Zwischenstopp

eingelegt hatten. Überall konnten Minen verborgen sein, Überlebende in den Trümmern lauern, um sie aus dem Hinterhalt abzuknallen wie Kirmesenten. Dennoch fühlte er ein seltsames, ebenso beglückendes wie verstörendes Glühen in der Magengrube, einen lustvollen Selbstzerstörungstrieb, dem er sich nicht zu widersetzen vermochte. Den Tod herauszufordern, sich immer absurderen Situationen auszuliefern, konnte zur Sucht werden. Der Scharfschütze wusste, dass ein fataler Größenwahn von ihm Besitz ergriffen hatte, wie ihn Menschen durchleiden, die Flugzeugabstürze oder Schiffskatastrophen unverletzt überlebt haben. Jede Konfrontation mit der Gefahr, jeder Sieg steigert diesen Wahn. Das Leben wird öde ohne Gefahr und lebenswert erst angesichts der tödlichen Bedrohung. Eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, um sich eines Tages aus Versehen aufzufressen.

Der Schweiß lief ihm in die Augen. Ungeduldig rieb er ihn heraus, ging ganz um das Fahrzeug herum und starnte auf die Szenerie, die sich ihm bot.

Das Dach des Rolls hatte sich mindestens zwanzig Meter vom Rumpf des Wagens entfernt in den Sand gebohrt. Von der Wucht der Detonation war es zu einer gigantischen Zunge verbogen worden, die sich ihm entgegenstreckte, als gehöre sie zu einem monströsen, im Untergrund verborgenen Tier. Was von den Insassen im Diesseits verblieben war, verteilte sich über Sitze und Armaturen.

»Hast du was entdeckt?«, hörte er die Stimme des Fahrers jenseits des Wracks.

Der Scharfschütze nickte. Er vergaß einen Augenblick, dass die anderen es nicht sehen konnten.

»Ja«, murmelte er.

Von der gegenüberliegenden Seite tauchte der Techniker auf. Er warf einen Blick auf den rotgesprengelten Sand, drehte den Kopf weg und ließ sich niedersinken.

»Immer wieder schön«, presste er hervor.

Der Scharfschütze starnte weiter auf die blutigen Körperteile und versuchte, seine Gedanken auf einen roten Faden zu reihen. Die Schultern des Technikers zuckten.

»So ist das nun mal«, sagte der Scharfschütze. »Heul nicht. Das ist eben so.«

Er straffte sich und begann, das aufgeplatzte Fahrzeug genauer zu untersuchen. Das Armaturenbrett war gesplittet und herausgerissen. Aus den Sitzen quollen angesengte Schaumstofffetzen. Die Türverkleidungen baumelten lose herab, und überall waren rotbraune Blutflecken, als seien die Körper der Insassen selber explodiert und nach allen Seiten auseinandergespritzt. Die Überreste im Sand verstärkten den Eindruck.

Er überlegte. Was konnte hier passiert sein?

Alles sah danach aus, dass eine Gruppe superreicher Kuwaitis versucht hatte, über die saudiarabische Grenze zu gelangen. Der Rolls und die Panzerfahrzeuge waren Einzelanfertigungen, es gab nichts Vergleichbares. Bodentruppen hätten kaum eine Chance gehabt, dem Konvoi größeren Schaden zuzufügen, geschweige denn ihn aufzuhalten. Der Scharfschütze schloss nicht aus, dass das riesenhafte, blauschimmernde Ungetüm an der Spitze, auf das sie zuerst gestoßen waren, sogar Bodenminen wegsteckte.

Die republikanischen Garden hatten im Angesicht ihrer Niederlage in Kuwait City schrecklich gewütet. Mit den Plünderungen waren Folter, Vergewaltigung und Mord einhergegangen, ohne dass die Einwohner über den Stand der Befreiung informiert waren. Sie erlebten die plötzliche Konfusion der Invasoren als Steigerung des Grauens. Kein Ende abzusehen. Potenziertter Wahnsinn.

Kein Wunder, dass diese hier versucht hatten, Leben und Reichtum in Sicherheit zu bringen. Fast hätten sie es geschafft. Bis zur Grenze war es nicht mehr weit.

Nur auf eines war der Konvoi nicht vorbereitet gewesen. Auf einen Angriff aus der Luft.

Warum hier? Die Gardisten hatten genug damit zu tun, die Stadt zu verwüsten und ihre eigene überstürzte Flucht in die Hand zu nehmen, und sie verfügten nur über Bodenfahrzeuge. Von Saddams Luftwaffe hieß es, sie sei vernichtet.

Aber wer wusste schon alles?

Rafhji, dachte der Scharfschütze. Dort hatten die alliierten Bomber versehentlich die eigenen Bodentruppen beschossen. Nein. Rafhji hatte sich nicht wiederholt. Nicht hier. Das war unmöglich.

Der Techniker hatte sich erhoben. Er trat zu dem Scharfschützen, sah ihn an und schien seine Gedanken zu erraten.

»Ich dachte, die Amis hätten Saddams Luftwaffe in Grund und Boden gebombt.«

Der Scharfschütze sog die Luft durch die Zähne und versuchte, sich zu entspannen. Ein Geruch lag in der Luft, über dessen Herkunft es keine Zweifel gab.

»Offenbar nicht. Einige scheinen weiter aktiv zu sein.«

»Warum haben sie den Konvoi angegriffen?«

»Weil Krieg ist.«

»Trotzdem! Sie hatten nichts davon.«

»Es waren Kuwaitis in den Wagen, das hat gereicht.«

Er legte das Maschinengewehr in den Sand und machte sich daran, den zerfetzten Innenraum des Rolls genauer in Augenschein zu nehmen. Um die Halterung einer Kopfstütze war eine Hand mit rotlackierten Nägeln gekrallt. Nichts weiter als die Hand. Ein Ring steckte am Mittelfinger, der wertvoll aussah. Der Scharfschütze zögerte, dann ging er weiter.

Der Fahrer lief herbei und wedelte mit den Armen.

»Sie sind alle tot!«, schrie er.

»Nicht so laut!«, fuhr ihn der Scharfschütze an. »Wer ist tot?«

Der Fahrer kam keuchend zum Stehen und sah sich um. Sein Blick fiel auf die verstreuten Überreste ringsum. Alle Farbe wich aus seinem Gesicht.

»Verdammst!«, stieß er hervor. »Oh Scheiße! Verdammst!«

»Wo bist du gewesen?«

»Alle sind tot! Mein Gott! Ich hab mir die Panzerwagen angesehen. Sie sind da drin gebraten worden.«

»Ja. Und?«

»Verdammter Mist!«

»Hast du sonst was Wichtiges gefunden?«

»Das muss doch nicht sein. Gnädiger Gott! Irgendwann muss doch mal Schluss sein mit der Scheiße!«

»Reiß dich endlich zusammen! Die Scheiße bringt Geld. Ich will wissen, ob du was gefunden hast?«

»Nein.« Der Fahrer schien wie aus schweren Träumen zu erwachen. Er sah den Scharfschützen an. »Was meinst du überhaupt? Was erwartest du denn, das man hier finden könnte? Lass uns abhauen, sage ich.«

Der Scharfschütze betrachtete ihn nachdenklich. Dann drehte er sich ohne Antwort um und setzte die Observierung des Rolls fort.

Das komplette Heck war abgebrochen. Tücher, Stoffballen, Kisten und Kistchen quollen daraus hervor, Anzüge, Kleider, Kerzenleuchter, Bücher, Golfschläger, die Reste einer Stereoanlage, die wahrscheinlich mehr Geld gekostet hatte, als er in diesem Krieg verdienen würde, ein unmögliches Sammelsurium. Zu seinen Füßen lag der Kopf einer Puppe und fixierte aus einem Auge teilnahmslos den schlierigen Himmel. Das andere war geschlossen.

Der Scharfschütze konnte den Blick nicht von dem Puppenkopf abwenden. Weiter hinten im Sand hatte er etwas gesehen, das vielleicht ein Kind gewesen war. Bevor es sich in eine blutige Masse verwandelt hatte.

Kind, Frau, Mann, was machte das für einen Unterschied? Tot war tot. Er packte die verformte Heckklappe mit beiden Händen und versuchte, sie weiter aufzudrücken. Der Fahrer besann sich einen Augenblick, dann eilte er ihm zu Hilfe. Sekunden später war auch der Techniker an seiner Seite. Zuletzt siegte die Söldnerseele über das Grauen. Gemeinsam wuchteten sie den abgerissenen Kofferraumdeckel zur Seite, bis er dröhnend im Sand landete und sich der übrige Inhalt des Kofferraums vor ihre Füße ergoss.

»Was für ein Durcheinander«, sagte der Fahrer kopfschüttelnd.

Die Flüchtenden mussten eingepackt haben, was immer ihnen in die Finger gekommen war, ohne System, ohne Plan, in heilloser Verwirrung. Der Scharfschütze bückte sich und zog ein Schachspiel aus dem Haufen, die schwarzen Felder aus Onyx, die weißen aus Elfenbein. Er warf es weg und griff nach einer kleinen Schatulle.

Das Schloss war geborsten, aber verklemmt. Seine Finger brauchten eine Weile, dann sprang es auf und gab den Inhalt preis.

Die anderen suchten weiter nach verborgenen Schätzen zwischen den Trümmern, fluchten und stolperten durch das Chaos aus Luxusgegenständen, bis ihnen gleichzeitig auffiel, dass der Scharfschütze schon längere Zeit nichts mehr gesagt oder getan hatte. Stumm und andächtig saß er da und starrte in ein kleines Kästchen. Nie zuvor hatten sie ihn so gesehen. Er schien entrückt und zugleich hochkonzentriert. Seine Züge hatten etwas Weiches angenommen, das sie verwirrte, weil sie nichts Weiches oder Nachgiebiges an ihm kannten. Sie warfen einander einen raschen Blick zu und näherten sich zögernd, um ihm über die Schulter sehen zu können.

Dem Techniker verschlug es den Atem.

Der Scharfschütze drehte sich zu ihnen um. Der Glanz aus dem Kästchen hatte sich auf seine Augen übertragen. Dann fing er leise an zu lachen.

Der Fahrer sah in die Schatulle und fühlte sich den Tränen nahe.

»Donnerwetter!«, stieß er hervor.

»Ja«, nickte der Scharfschütze. »Und soll ich euch was sagen? Ich glaube, da ist noch mehr von dem Zeug!«

16.26 Uhr. Beute

Nach einer Stunde konnten sie sicher sein, dass sich keine weiteren Schatullen an Bord des Rolls befanden. Insgesamt waren es drei. Sie stießen auf eine zerfetzte Stahlkiste und konstatierten, dass sie die Schatullen geborgen hatte, bevor der Luftangriff über den Konvoi hereingebrochen war. Die Kiste hatte das Schlimmste abgefangen, weshalb die Schatullen weitestgehend unversehrt geblieben waren.

Und das war gut so. Denn andernfalls hätten sich einige Tausend haselnussgroßer Diamanten auf ewig im Wüstensand verloren.

Nicht auszudenken!

Sie durchsuchten die Panzerwagen. Auch hier bildeten Armaturen und Kabel wirre Knäuel, zwischen denen blutige und verbrannte Körper und Körperteile hingen. Sie hatten keinen Blick dafür. Die Gier hatte den Schrecken eingeholt. Diesmal blieb die Mühe umsonst. In den Wagen fanden sie nichts mehr, aber was sie im Rolls entdeckt hatten, reichte, jeden Anflug von Enttäuschung im Keim zu ersticken.

Der Scharfschütze lächelte in sich hinein. Sie hätten ihm die Füße küssen sollen. Er hatte sie hierhergeführt.

Andächtig ließen sie die funkelnden Steine durch die Finger rinnen und fragten sich, ob sie in Zukunft Millionäre oder Milliardäre sein würden.

»Millionäre.«

»Milliardäre!«

»Sagst du! Ich hab keinen Schimmer, was das wert ist.«

»Warte mal. Ein Einkaräter bringt so zwischen fünf- und fünfzehntausend Mark. Das hieße ...«

»Quatsch! Woher willst du das wissen, Schafskopf? Viel mehr!«

»Ja, bis zu vierzigtausend.«

»Das hieße ...«

»Nein, nicht ganz so viel. Die sind im Laden ...«

»Was? Jeder der Klunker da reicht, um Madonna rumzukriegen!«

»Bah. Wer will denn die?«

»Dann Sharon Stone.«

»Schon besser. Aber ernsthaft, nehmen wir mal ganz bescheiden an, jedes der Steinchen brächte nur zehntausend ...«

»Komm, wir zählen sie!«

»Dazu haben wir keine Zeit. Aber ich würde übern Daumen peilen, das sind ... pro Schatulle tausend Steine.«

»Drei Schatullen, dreitausend Steine. Mal zehntausend.«

»Äh ...«

»... ein Stein zehntausend ... mal drei ...«

»Drei Millionen?«

»Dreißig, du Schwachkopf!«

»Verdammtd, das stimmt. Dreißig Millionen! Dreißig Millionen!!!«

»Durch drei!«

»Durch drei.«

Sie starrten einander an und versuchten sich auszumalen, was man mit dreißig Millionen alles anstellen konnte.

Beziehungsweise mit zehn.

Für jeden.

Das Haus in Frankreich, dachte der Scharfschütze. Ein Boot. Mehr fiel ihm nicht ein, aber es würde ein Haus sein, um das ihn die Ölprinzen beneideten. Ein Schmuckstück oberhalb der Küste, so dass er nachts auf die Stadt herabsehen konnte. Und seine Ruhe wollte er haben. Keine abgerissenen Puppenköpfe. Vielleicht ein privater Flieger zum Fallschirmspringen. Eine eigene Tauchbasis! Die als Erstes. Aber nie mehr kämpfen müssen. Nie wieder!

Wie viel Seelenfrieden konnte man für eine Schatulle Diamanten kaufen?

Die Zunge des Technikers entdeckte einen Dattelrest zwischen den Zähnen. Er schob ihn von rechts nach links und spuckte ihn aus. Plötzlich sah er sehr nachdenklich aus.

»Das ist ja alles schön und gut«, sagte er. »Aber wohin nun mit dem Zeug?«

Der Fahrer starrte ihn mit betroffener Miene an.

»Wie meinst du das?«

»Er hat recht«, sagte der Scharfschütze. »Wohin damit? Das ist die entscheidende Frage. Wir können nichts davon mitnehmen, ohne aufzufallen. Die Zeiten sind nicht danach. Die Alliierten machen kurzen Prozess mit Plünderern, und wir gehören nicht den regulären Verbänden an.«

»Wieso Plünderer?« Der Fahrer schnappte nach Luft. »Die hier sind ja wohl mausetot, oder wie? Die brauchen das Zeug nicht mehr.«

»Es gehört uns nicht.«

»Jetzt fang nicht so an. Sollen wir's liegenlassen? Seid ihr noch ganz gescheit?«

»Beruhige dich. Wir können's nicht mitnehmen. Wir kämen über keine Grenze. Willst du, dass sie dich durchsuchen und Diamanten in deinen

«Gürteltaschen finden?«

»Aber wenn wir sie hierlassen, fallen sie irgendeinem Arschloch in die Hände!«

»Wir lassen sie nicht hier.« Der Scharfschütze dachte einen Augenblick nach. Dann erhob er sich. »Südlich unserer Route liegt ein zerklüftetes Gebiet. Gar nicht weit. Jede Menge Felsspalten. Uninteressant für die Iraker ebenso wie für die Kuwaitis. Die Alliierten wirst du da erst recht nicht sehen. Ein paar Skorpione hausen in der Gegend, sonst nichts.«

»Du willst sie verstecken!«, rief der Fahrer.

»Ja.«

»Na, ich weiß nicht. Ich würde in der Wüste nichts mehr wiederfinden. Ein, zwei Sandstürme, und ...«

»Die Felsen sind geschützt. Wir müssen uns halt ein wenig in Geduld fassen. Lasst den Krieg zu Ende gehen, Saddam zu Kreuze kriechen ...«

»Wird er nicht.«

»Egal. Er wird nicht winseln, aber er wird verlieren. Ich schätze, zwei, drei Jahre, und wir haben hier die erforderliche Ruhe. Wir können ganz regulär wieder einreisen und die Steinchen holen.«

»Ja. Für nichts und wieder nichts«, sagte der Techniker und starre auf die Rauchsäulen am Horizont. Plötzlich wirkte er deprimiert.

Der Scharfschütze grinste freudlos.

»Für so viel prachtvolles Gefunkele finden wir ein Plätzchen an der Sonne, auch wenn Saddam die ganze Welt anzündet. Im Übrigen ist ja nicht raus, ob das Feuer tatsächlich die Auswirkungen haben wird, die neuerdings jeder herbeiphantasiert.«

»Aber die schönen Steinchen!«, jammerte der Fahrer, der ihnen mitverständnislosem Blick zugehört hatte. »Sollten wir nicht wenigstens eine Handvoll mitnehmen?«

»Nein. Kommt, hängen wir nicht rum. Hier können wir nichts mehr tun.«

Sie packten die Schatullen auf die Ladefläche des Jeep und überlegten, ob es nicht doch noch etwas einzusacken gab, da sie schon mal hier waren. Der Scharfschütze ging zurück zu dem Rolls, und dabei stieß er unbeabsichtigt